Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 39 (1935-1936)
Heft: 14

Artikel: Das Fest der Aussätzigen
Autor: Tritsch, Walther
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-669459

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 23.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

pört sich wider Gott? — Hier erwachte ich von meinem Traum, sah mich aus aller Herrlichkeit des Himmels in mein ödes Gefängnis zurückgeworfen und überschwemmte mit einer Flut von Tränen mein Lager. Dann erhob ich mitten durch die Schatten der Nacht mein Auge, und sprach: O Gott voll Liebe! Hat das Nichts, das durch dich etwas ward, deine Wege getadelt? Hat der Staub, dem du Seele gabst, hat er auf die Rechnung seiner Verdienste geschrieben, was Geschenke deiner Erbarmung waren? Hat der Unwürdige, den du in deinem Busen, an deinem Herzen nährtest, dem du so manchen Tropfen Seligkeit reichtest aus deinem eigenen Becher; hat er deiner Gnaden und seiner Vorzüge vergessen? — Schlage sein Auge mit Blindheit! laß ihn nie wieder die Stimme der Freundschaft hören! laß ihn grau werden im Kerker! Mit willigem Geist soll er's tragen, dankbar gegen die Erinnerung seiner genossenen Freuden, und selig in Erwartung der Zukunft! —

Es war meine ganze Seele, Viviani, die ich in diesem Gebete hingoß; aber nicht das Murren des Unzufriedenen, nur die willige Ergebung des Dankbaren hatte der Gott vernommen, der mich zu so viel Seligkeit schuf! Denn siehe! ich lebe hier frei zu Arcetri, und heute noch hat mich mein Freund unter die Blumen des Frühlings geführt.

Er tappte nach der Hand seines Schülers, um sie dankbar zu drücken; aber Viviani ergriff die seinige und führte sie ehrerbietig an seine Lippen.

Mensch.

Mensch ist mein Name,
Die Liebe mein Siegel,
Ich leide meine Leiden.
Im Strom der Ewigkeit
Schäum' ich als Welle,
Und ich zerschelle
Als Kind der Zeit. O. Volkart.

Das Fest der Aussätzigen.

Von Walther Tritsch.

Santiago de Compostela.

Merkwürdig, was man hier für Menschentypen sieht! Viel fröhliche, schön gewachsene, schön geratene Jugend bewegt sich in diesen alten Gassen, blühende braunäugige, schwarzhaarige Menschen mit dem sprechenden Blick und dem sinnlichen, feingeschwungenen Mund des Südens. Wie aus volleren Lebensströmen gespeist schimmert die warme, wohldurchsonnte Haut, spielen ihre feinen, hoch gezeichneten Brauen und zarten Nüstern, ihre schlanken Gelenke und steilen Gebärden: altes Erbgut spanischen Blutes.

Dazwischen stößt man auf merkwürdig zerflossene und entstellte Gestalten, Lahme und Kranke und Bettler, Volk in Lumpen und bunten Fetzen, lungernd auf den Treppen des Doms und der Paläste, in all den Kirchen, Spitälern und Seminaren, an den alten Brunnen, auf dem weiten, feierlichen Platz der Literariker, auf dem Markt und in den engen Gassen. Greise, denen ganze Gliedmassen auf rätselhafte Weise abhanden gekommen zu sein scheinen, Kinder ohne Nasen, Frauen und Mädchen sonst blühenden Anblicks, an denen neben der gluthellen Schönheit des einen Augensterns die zweite erschreckend leere Lidhöhle Entsetzen einflößt.

Ich wandere durch enge, hallende Gäßchen mit laubengeschmückten alten Häusern, an prunkvollen Portalen vorbei unter feierlich gewölbten Rundbogen der Romantik und Renaissance: Spanischer Romantik und Spanischer Renaissance, die ja vermöge der nie bewältigten Einschläge aus fernstem Nord, fernstem Süd und fernstem Ost immer etwas seltsam innerlich Lohendes, Verzehrendes, Übersteigertes zu haben scheinen.

*

Es ist Sonntag, aber alle Läden sind dennoch offen, und ich erhandle mir, dem allgemeinen Beispiel folgend, im Gedränge des Marktes ein paar winzige, fertiggesottene knallrote Taschenkrebse, und knabbre sie auf, die geleerten Schalen in die Weite blasend.

Immer wieder höre ich „San Lazaro! San Lazaro!" rufen und sehe die Menschen an allen Straßenecken von merkwürdigen alten Hutzelweibern Blumen und Süßigkeiten erhandeln und sich

dann gegen den östlichen Ausgang aus dem alten Städtchen drängen.

San Lazaro, so heißt ein Dorf in einem Tal östlich der Stadt, etwa eine Stunde weit zu Fuß entfernt. Und heute, als an dem Sankt Lazarustag, soll es dort ein Fest geben, ein großes, nationales, ganz seltenes Fest, ein echt spanisches, das nur stattfindet, so oft der Tag des Lazarus auf einen Sonntag fällt. Das ungefähr entnehme ich aus den Reden. Gut also, gehen wir hin.

*

Der Menschenstrom treibt mich weiter. Immer dichter wird das Gewühl — wohin drängen bloß all die Menschen mit ihren Päckchen und Blumen? Ihre kleinen Kinder tragen sie auf den Armen, die älteren klammern sich ängstlich an die Rockschöße.

Dort, wo das Dorf schon zu Ende ist, wird es am schlimmsten. Plötzlich erblicke ich ein niedriges, graues Haus, größer als die anderen, rundherum eine hohe weiße Mauer. Das Gitter und das Tor weit offen: dahinein drängen alle Menschen.

*

Ein goldenes Kreuz über der Tür, darunter die Aufschrift San Lazaro, und noch einmal darunter: Pro Leprosos.

Ich traue meinen Augen nicht. Ich buchstabiere. Ja, das ist also ein Leprosenheim. Für Aussätzige. Für die Menschen, die von jener schrecklichen Krankheit des Orients befallen sind, von der uns die Bibel, von der uns das Mittelalter erzählt: Ein Glied nach dem andern fault dem Kranken allmählich ab, sie verwesen langsam bei lebendigem Leib. Die Nase, ein Auge, eine Wange fällt ihnen aus. Die Lippen, dann vielleicht ein Finger, eine ganze Hand, ein Fuß. Der heilige Franziskus hat sie einmal gewaschen, diese Aussätzigen. Sonst wurden sie ängstlich vor jedem Blick, vor jeder Berührung der Menschen stets ferngehalten. Im „Tal der Aussätzigen" warten sie geduldig oder fluchend oder wimmernd auf den Tod. Aber selbst der Tod schien vor diesen Entsetzlichen schreckhaft zu zögern.

Und hier? Heute? Das gibt es also noch?

Unablässig drängt die Menschenmenge herein. Ich gebe jeden eigenen Willen auf und lasse mich treiben.

Zwei leere, verlassene, weiträumige Hallen. Ist dieses Haus überhaupt unbewohnt? Ein altes, wundertätiges Heiligtum vielleicht? Denn soviel ist mir schon klar, angesichts der vielen mitgenommenen Kinder und Kranken: San Lazaro soll wohl Wunder wirken.

Tracht von Introdarqua auf dem Markt von Sulmona (Abruzzen).

Die Schwüle wird immer drückender. Man stößt sich bis zu einer Treppe durch. Hinauf, langsam, daß man kein Kind zerquetscht, keinem Spanier auf den Luxusschuh und keiner Bäuerin auf den bloßen Fuß tritt.

Endlich oben eine breite Türe. Sie ist durch eine alte, vermummte Nonne offen gehalten, ein Wesen mit sonderbar erloschenem Blick, von der hereindrängenden und nachstoßenden Menge hart an die Wand gedrückt. Und plötzlich bin ich im anderen Raum und s e h e.

Ja, das sind Leprakranke — Aussätzige. Auf reinliche Lagerstätten sind sie gebettet, sitzen oder liegen, und schauen mit starren, weitaufgerissenen, erstaunten Augen in die vorbeidrängende Menschenmenge. Ein paar Kinder schreien. Andere müssen mit Mühe zurückgehalten werden, daß sie die Kranken nicht berühren. Hinter jedem Lager ein Fenster, vor jedem Lager ein Tischchen. Darauf legen die Besucher ihre Gaben.

Der Männersaal. Auf vielleicht zwanzig Prit-

schen hocken sie da, warten auf die Besucher. Heute ist ja ihr Tag, der einzige, an dem sie, die für immer Abgeschlossenen, noch einmal die Welt sehen dürfen. Wenigstens von fern. Und nur heute.

Wie ihre Blicke brennen! Oder existiert das alles nur in meiner Einbildung? Denn wenn ich ihnen einzeln ins Gesicht sehen will und die Augen einander begegnen, schauen sie rasch eher stumpf und stier.

Es sind übrigens zumeist schon alte Männer oder doch wenigstens solche mittleren Alters. Nur zwei wirklich junge. Und gerade die bemühen sich, am gleichgültigsten dreinzuschauen, rauchen Zigaretten. O Gott, der dort hat ja überhaupt kein Gesicht mehr! Nur schnell weiter. Der Menschenstrom trägt ja.

Wieder eine breite Flügeltür, wieder eine winzige, wie verlorene Pflegeschwester in weiter, vermummter Nonnentracht und mit dem sonderbar toten Blick. Der Raum lichter, weißer, irgendwie freundlicher: der Frauensaal.

Wieder ist das erste, was ich sehe, nur eine Gruppe alter, häßlicher, aber offenbar vollkommen friedlicher Weiber. Sie scheinen ihr Schicksal leicht zu tragen: ist doch die schreckliche Krankheit für diese abgearbeiteten, abgehärmten Ruinen eher ein endliches Ausruhen von Schlägen und Schelten und von allzu grober und schwerer Last — gleichsam ein geschenkter müßiger Lebensabend. Sture Pfründnerinnen in einem bescheidenen Armenhaus könnte man glauben, wären die schrecklich abgefressenen Stellen in ihren Gesichtern und an ihren Gliedern nicht.

Auf einmal spüre ich ein paar junge leuchtende Augen brennen. Mich umwendend sehe ich ein berauschendes Wesen mit aufgelöstem Dunkelhaar, um die Lippen das kokette, sinnliche Lächeln des Südens. Katzenhaft geschmeidig liegt das schöne Geschöpf da, die Glieder graziös vom dünnen weißen Linnen mehr geschmückt als verborgen. Der Blick ist gespannt wie der eines fröhlich spielenden Raubtieres. Keine Spur von Melancholie oder Entsagung. Kein Raum für Mitleid. Erwartungsvoll und stolz wie zu einer Hochzeit geschmückt mustert das Mädchen die herandrängende Menge.

Wie kommt dieses blühende Menschenkind hierher? Ist das eine Kranke?

Die eine von der gräßlichen Krankheit schon leicht gezeichnete Hand hebt sie wie segnend über das in Scharen vorbeiziehende Volk.

Und da verstehe ich plötzlich. Das ist nicht eine Gezeichnete, das ist wirklich eine Geweihte. Geweiht vom Wunderglauben dieser Menge. Sie darf segnen und Gesundheit den unerschöpflich blühenden und verblühenden Menschen erwirken. Sie hält Sinn und Mitte des Festes in ihren Händen, in ihrem Blick.

*

Nein, dieses Fest der Aussätzigen, mitten unter prangender Jugend, unter den Obstbäumen im Blütenschmuck, unter der südlich glanzlichternden Sonne, ist nicht, wie ich zuerst empfand, eine unerhörte Grausamkeit für die dem Leben Verlorenen, vom Tod Vergessenen.

Sie, die wundertätig Gewordenen, sehen noch einmal aus langer Nacht zum Greifen nahe die Fülle eines tausendfältig vergeblich gelebten Daseins, daraus sich nur vereinzelt die seltene schwanke Schönheit der Glücklichen gebären darf: Auch wir sehen ja nur in der Nacht die Sterne leuchten.

Und den Besiegten des Lebens, den Verratenen, Verlorenen, Gezeichneten der stets verschwenderischen Gottheit oder stets unbekümmert grausamen Natur mag es seltsame Weihe sein und seltene Erfüllung, daß sie einmal noch Keim und Welken im Einklang fühlen, einmal noch, wenn auch nur von fern, das Dasein als Glück empfinden dürfen: die ganze blühende Welt nunmehr Schaubühne für die Aussätzigen, und die armen Leprosen als Sinn- und Mahnbild vor dem schönen Schein der allvergänglichen, allverschwenderischen, ewig nichtigen und ewig blühenden Natur.

Um ein Hüttlein im Val Lavizzara.

Von Maria Dutli-Rutishauser.

Als Martino um die kleine Angela geworben hatte, da wußte er kaum, daß es außer dem Maggiatale noch eine andere Welt gab. Ihm schienen sein Dörflein Fusio im Lavizzaratale und der Blick ins Tal der Maggia hinaus übergenug — was wollte einer denn mehr haben als eine Steinhütte mit Stube und Kammer und einem Stall, darin die Geißen waren? Die Sonne schien doch da oben so warm, der Bergwind wehte frische Luft durchs Tal — und ja, auch die Liebe war nun in seinem Leben, seit die Angela seine Braut war. Im Sommer, wenn er mit den Geißen höher